

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Terry Pratchett

Ruhig Blut!

Ein Roman von der
bizarren Scheibenwelt

Ins Deutsche übertragen
von Andreas Brandhorst



Terry Pratchett

Ruhig Blut!

Ein Scheibenwelt-Roman

Originaltitel: Carpe Jugulum

Originalverlag: Doubleday

Aus dem Englischen von Andreas Brandhorst

Taschenbuch, 384 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN-10: 3-442-44233-8

ISBN-13: 978-3-442-44233-1

Goldmann Verlag

Erscheinungstermin: Januar 2005

Titel ist lieferbar

GOLDMANN

Wie ein sterbender Stern glitt ein Feuer durch die schwarzen Wolkenfetzen und fiel der Erde entgegen ...

... das heißt, der Erde der Scheibenwelt ...

Doch im Gegensatz zu einem Stern konnte dieses Licht seinen Fall steuern. Manchmal gewann es ein wenig an Höhe und neigte sich zur einen Seite oder zur anderen, aber insgesamt bewegte es sich nach unten.

Schnee glitzerte an den Berghängen, als das Feuer weiter oben knisterte und knackte. Das Land fiel allmählich ab. Blaues Eis spiegelte das feurige Schimmern wider, als es eine Schlucht erreichte und ihrem kurvenreichen Verlauf folgte.

Plötzlich verblasste das Licht. Etwas flog weiter durch das vom Mondschein erhellte Band zwischen den Bergen.

Über den Rand einer hohen Klippe hinweg sauste es an einer Stelle, wo das Schmelzwasser eines Gletschers in die Tiefe stürzte, aus der Schlucht.

Entgegen aller Vernunft gab es dort ein Tal, oder vielmehr ein Netzwerk aus Tälern, das sich vor dem langen Fall zur Ebene an den Rand der Berge schmiegte. Ein kleiner See glänzte in der wärmeren Luft. Kleine Felder waren aneinander gereiht wie eine Flickendecke, die jemand auf der Landschaft ausgebreitet hatte.

Es wehte kein Wind mehr. Die Luft wurde wärmer.

Der Schatten begann zu kreisen.

Weit unten, unbeachtet und unachtsam, erreichte etwas anderes die kleine Ansammlung aus Tälern. Man konnte kaum erkennen, um was es sich handelte: Ginster und Heidekraut bewegten sich so, als strebte eine sehr große Streitmacht aus sehr kleinen Geschöpfen einem ganz bestimmten Ziel entgegen.

Der Schatten erreichte einen flachen Felsen, der einen weiten Blick über die Felder und den Wald darunter bot. Und *dann* kam die Streitmacht zwischen den Wurzeln hervor. Sie bestand aus kleinen blauen Männern: Einige von ihnen trugen spitze blaue Mützen, doch bei den meisten war das rote Haar unbedeckt. Sie waren mit Schwertern bewaffnet. Keine Gestalt war größer als fünfzehn Zentimeter.

Sie bezogen Aufstellung, blickten ins Tal, schwingen die Waffen und stießen einen Schlachtruf aus. Alles wäre viel eindrucksvoller gewesen, wenn sie sich zuvor auf einen gemeinsamen geeinigt hätten. Es klang, als sei jeder der kleinen Krieger bereit, gegen alle zu kämpfen, die ihm seinen ganz persönlichen Schlachtruf wegnehmen wollten.

»Wir sind die Größten!«

»Hier geht's lang, und dann geht's rund!«

»Es gibt Hiebe und ab die Rübe!«

»Wir haun alle um!«

»Ich mach jeden platt!«

»Nix wie ran an die Buletten!«

Die kleine Ansammlung von Tälern, die in den letzten Resten des abendlichen Sonnenscheins glühte, war das Königreich Lancre. Es hieß, dass man von den höchsten Stellen aus bis zum Rand der Welt sehen konnte.

Bei *anderen* Leuten, die nicht in Lancre lebten, hieß es: Unter dem Rand, über den donnernd das Wasser der Meere hinwegstürzte, wurde die Scheibenwelt auf dem Rücken von vier riesengroßen Elefanten getragen, die ihrerseits auf dem Panzer einer noch größeren Schildkröte standen.

Lancre's Bewohner hatten davon gehört und meinten, dass es im Großen und Ganzen richtig klang. Die Welt war ganz offensichtlich flach, obgleich in Lancre nur Tische und die Köpfe mancher Leute flach waren. Außerdem konnten Schildkröten viel tragen. Auch an der Kraft von Elefanten bestand kein Zweifel, wo-

raus folgte: Die These wies keine erkennbaren Lücken auf. Deshalb beließen es die Lancrestianer dabei.

Sie begegneten der Welt um sie herum nicht etwa mit Gleichgültigkeit. Ganz im Gegenteil: Sie interessierten sich sogar sehr konkret dafür. Aber sie fragten nicht etwa »Warum sind wir hier?«, sondern »Wird es vor der nächsten Ernte regnen?«.

Ein Philosoph hätte diesen Mangel an geistigem Ehrgeiz vielleicht kritisiert, aber nur dann, wenn er *ganz* sicher sein konnte, woher seine nächste Mahlzeit kam.

Lage und Klima von Lancre hatten praktisch denkende, redliche Leute hervorgebracht, die in der tiefer gelegenen Welt oft Hervorragendes leisteten. Das Königreich hatte der Ebene viele ihrer größten Zauberer und Hexen gegeben. Der Philosoph hätte vielleicht darüber gestaunt, dass ein so standhaftes Volk viele erfolgreiche Magier hervorbrachte – aber man kann eben nur dann Luftschlösser bauen, wenn man festen Boden unter den Füßen hat.

Und so zogen die Söhne und Töchter von Lancre in die weite Welt hinaus, arbeiteten, kletterten die verschiedenen Karriereleitern empor und vergaßen nie, Geld nach Hause zu schicken.

Die daheim bleibenden Freunde und Verwandten bemerkten zwar die Adresse des Absenders, doch abgesehen davon dachten sie kaum an die Welt außerhalb von Lancre.

Allerdings dachte die Welt außerhalb von Lancre an sie.

Der große, flache Felsen war jetzt wieder verlassen, doch im Moor weiter unten zitterte das Heidekraut, als sich jemand dem tiefer gelegenen Land näherte.

»Wir haun alle um!«

»Wir sind die Größten!«

Es gibt viele Arten von Vampiren. Es heißt sogar, es gäbe so viele Vampire wie Krankheiten.* Und es sind nicht nur Menschen (wenn

* Was vermutlich bedeutet: Einige sind bössartig und gefährlich, andere bewirken, dass man komisch geht und Obst meidet.

Vampire überhaupt Menschen sind). Überall in den Spitzhornbergen trifft man auf den Glauben, dass völlig harmlos wirkende Werkzeuge, wie zum Beispiel ein Hammer oder eine Säge, Blut fordern, wenn sie mehr als drei Jahre lang nicht benutzt worden sind. In Ghat glaubt man an vampirische Wassermelonen, obwohl unklar bleibt, was solche Vampire anstellen – vielleicht saugen sie zurück.

Zwei Dinge haben Vampirforscher immer wieder verwundert. Erstens: Warum verfügen Vampire über solche *Macht*? Sie sind doch ganz einfach zu töten. Es gibt *Dutzende* von Möglichkeiten, Vampire zu erledigen, ganz abgesehen von einem Pflöck durchs Herz, was auch bei normalen Leuten funktioniert – übrig gebliebene Pflöcke werden also nicht vergeudet. Normalerweise verbringen Vampire den Tag in irgendeinem Sarg, nur bewacht von einem buckligen Alten, der für gewöhnlich nicht mehr ganz rüstig ist – es sollte schon einer geringen Anzahl von Leuten gelingen, ihn zu überwältigen. Und doch kann ein Vampir eine ganze Dorfgemeinschaft in seinen Bann schlagen ...

Und zweitens: Warum sind Vampire immer so dumm? Als wäre es kein untotsicheres Zeichen, die ganze Zeit über Abendkleidung zu tragen? Warum wohnen sie ausgerechnet in Schlössern, wo es so viele Möglichkeiten gibt, einen Vampir zu besiegen? Zum Beispiel kann man ganz einfach irgendwelche Vorhänge zerreißen und Schmuckgegenstände von den Wänden nehmen, um ein religiöses Symbol aus ihnen zu formen. Und außerdem: Glauben Vampire wirklich, sie könnten jemanden zum Narren halten, indem sie ihren Namen rückwärts buchstabieren?

Viele Meilen von Lancre entfernt klapperte eine Kutsche durchs Moor. Sie konnte nicht besonders schwer sein, so wie sie über die Furchen sprang, aber Dunkelheit kam mit ihr.

Die Pferde waren schwarz, ebenso die Kutsche selbst, abgesehen von den Wappen an den Türen. Jedes Ross trug eine schwarze Feder zwischen den Ohren, und weitere schwarze Federn waren an den vier Ecken der Kutsche angebracht. Dadurch wirkte sie wie ein reisender Schatten, der die Nacht hinter sich herzog.

Am Ende des Moors, wo einige Bäume in den Ruinen eines Gebäudes wuchsen, hielt die Kutsche knarrend an.

Die Pferde standen still, scharrtten gelegentlich mit einem Huf oder warfen den Kopf von einer Seite zur anderen. Der Kutscher saß nach vorn gebeugt, hielt die Zügel und wartete.

Vier Gestalten flogen im silbrigen Mondschein dicht über den Wolken. Ihr Gespräch ließ darauf schließen, dass jemand verärgert war. Eine unangenehme Schärfe in der Stimme deutete gar darauf hin, dass »aufgebracht« ein besserer Ausdruck gewesen wäre.

»Du hast es *entkommen* lassen!« Ein jammernder Unterton verriet, dass diese Stimme einer notorischen Nörglerin gehörte.

»Es *war* verletzt, Lacci.« *Diese* Stimme klang beschwichtigend und väterlich, brachte aber auch den unterschwelligen Wunsch zum Ausdruck, dem Eigentümer der ersten Stimme eine Ohrfeige zu verpassen.

»Ich *verabscheue* solche Geschöpfe. Sie sind so ... armselig!«

»Ja, mein Schatz. Das Symbol einer leichtgläubigen Vergangenheit.«

»Wenn *ich* so brennen könnte, würde ich nicht einfach herumlaufen und mich damit begnügen, hübsch auszusehen. Warum machen sie das?«

»Ich vermute, dass es ihnen einmal zum Vorteil gereicht hat.«

»Dann sind sie also ... Wie nennst du so etwas?«

»Eine evolutionäre Sackgasse, Lacci. Schiffbrüchige Überlebende im Meer des Fortschritts.«

»Ich erweise ihnen also einen Gefallen, wenn ich sie töte?«

»Guter Hinweis. Nun, ich schlage vor ...«

»Immerhin, Hühner brennen nicht«, sagte die Stimme namens Lacci. »Jedenfalls nicht so ohne weiteres.«

»Wir haben dein Experiment gehört. Vielleicht wäre es keine schlechte Idee gewesen, sie zuerst zu töten.« Dies war eine dritte Stimme – jung, männlich, von Lacci ein wenig angeödet. Gewisse Schwingungen in jeder einzelnen Silbe verrieten den »älteren Bruder«.

»Was hat das für einen Sinn?«

»Nun, Schatz, es wäre leiser gewesen.«

»Hör auf deinen Vater, Schatz.« Diese vierte Stimme konnte nur von einer Mutter stammen. Sie liebte die anderen Stimmen, was auch immer sie anstellten.

»Du bist ja so *ungerecht!*«

»Wir haben dir erlaubt, Steine auf die Kobolde fallen zu lassen, Schatz. Das Leben besteht nicht nur aus Spaß.«

Der Kutscher rührte sich, als die Stimmen durch die Wolken herankamen – und dann standen vier Gestalten nicht weit entfernt. Er kletterte vom Kutschbock herunter und öffnete nicht ohne Mühe die Tür, als sich die Wesen näherten.

»Die meisten der armen Geschöpfe sind entkommen«, sagte Mutter.

»Schon gut, Schatz«, erwiderte Vater.

»Ich kann sie einfach nicht ausstehen«, meinte Tochter. »Stecken sie ebenfalls in einer Sackgasse fest?«

»Zum Glück für sie nicht. Andernfalls hätten sie wohl kaum fliehen können. Igor! Auf nach Lancre.«

Der Kutscher drehte sich um.

»Fehr wohl, Herr.«

»Ach, zum letzten Mal ... So spricht man nicht!«

»Ich kann nur fo sprechen, Herr«, entgegnete Igor.

»Und ich habe dich aufgefordert, die Federn von der Kutsche zu nehmen, du Idiot.«

Der Kutscher trat gequält von einem Fuß auf den anderen.

»Schwarze Federn find unbedingt erforderlich, Herr. Fo verlangt ef die *Tradition*.«

»Nimm sie sofort weg!«, befahl Mutter. »Was *sollen* die Leute denken?«

»Fehr wohl, Herrin.«

Der Mann namens Igor schloss die Tür, schlurfte um die Kutsche herum, nahm gehorsam die Federn ab und verstaute sie unterm Kutschbock.

- Im Innern der Kutsche erklang die aufgebrachte Stimme.
- »Stellt Igor ebenfalls eine evolutionäre Sackgasse dar, Vater?«
 - »Das können wir nur hoffen, Schatz.«
 - »Miftkerl«, sagte Igor leise und griff nach den Zügeln.

Der Text begann: »*Du bist herzlich eingeladen ...*«

Es war eine piekfeine, verschnörkelte Schrift, die man nur schwer lesen konnte, die dafür aber sehr offiziell anmutete.

Nanny Ogg lächelte und legte die Karte an ihren Platz auf dem Kaminsims zurück. Das Wort »herzlich« gefiel ihr sehr. Es hatte einen prächtigen Klang, der nicht nur Freundlichkeit in Aussicht stellte, sondern auch und vor allem Alkohol.

Sie bügelte ihren besten Unterrock. Besser gesagt: Sie saß in ihrem Sessel am Feuer, während eine ihrer Schwiegertöchter, an deren Namen sie sich gerade nicht erinnern konnte, dies erledigte. Nanny half ihr, indem sie immer wieder auf die Stellen hinwies, die noch gebügelt werden mussten.

Es war eine verdammt gute Einladung, fand sie. Besonders die goldene Einfassung, dick wie Sirup. Vermutlich war es kein echtes Gold, aber es glitzerte äußerst eindrucksvoll. »Diese Stelle da könnte noch einmal das Bügeleisen vertragen, Mädchen«, sagte sie und schenkte sich Bier nach.

Eine andere Schwiegertochter – wenn sie einige Sekunden nachgedacht hätte, wäre ihr der Name bestimmt eingefallen – brachte Nannys rote Stiefel auf Hochglanz. Eine dritte staubte ganz vorsichtig Nannys besten spitzen Hut am Hutständer ab.

Nach einer Weile stand Nanny Ogg auf und öffnete die Hintertür. Der Himmel war noch nicht ganz dunkel, und einige Wolkenfetzen schoben sich vor die ersten Sterne. Sie schnupperte. Der Winter hielt sich lange in den Bergen, aber es lag eindeutig ein Hauch von Frühling in der Luft.

Eine gute Zeit, dachte Nanny. Eigentlich die beste. Oh, sie wusste natürlich, dass das Jahr in der Silvesternacht begann, wenn man hoffen durfte, dass die schlimmste Kälte überstanden

war. Doch das *neue* Jahr begann jetzt, mit grünen Trieben, die sich durch den letzten Schnee nach oben bohrten. Veränderungen bahnten sich an. Nanny spürte es in den Knochen.

Ihre Freundin Oma Wetterwachs sagte immer, man dürfe Knochen nicht trauen, aber das behauptete sie dauernd.

Nanny Ogg schloss die Tür. In den kahlen Bäumen, die am Ende des Gartens wie Gerippe emporragten, plusterte sich etwas auf und zwitscherte, als ein Schleier aus Dunkelheit über die Welt strich.

In einer anderen Hütte einige Meilen entfernt wurde die Hexe Agnes Nitt von einer vertrauten Unschlüssigkeit geplagt, die diesmal ihren neuen spitzen Hut betraf. Sie litt häufig unter solchen Konflikten mit sich selbst.

Während sie ihr Haar zusammensteckte und sich kritisch im Spiegel betrachtete, sang Agnes ein Lied. Sie sang mehrstimmig. Natürlich nicht mit ihrem Spiegelbild, denn *solche* Heldinnen endeten früher oder später dabei, dass sie ein Duett mit Rotkehlchen und anderen Waldbewohnern sangen, und dann half nur noch der Flammenwerfer.

Agnes sang mehrstimmig mit sich selbst. In letzter Zeit geschah das immer häufiger, wenn sie sich nicht konzentrierte. Perdita hatte eine recht durchdringende Stimme, aber sie bestand darauf mitzusingen.

Manche Leute, die zu beiläufiger Gemeinheit neigen, behaupten, im Innern eines dicken Mädchens befänden sich ein dünnes Mädchen und viel Schokolade. Agnes' dünnes Mädchen hieß Perdita.

Manchmal fragte sie sich, wie sie den unsichtbaren Passagier aufgenommen hatte. Von ihrer Mutter wusste sie: Als Kind hatte sie Missgeschicke und Geheimnisvolles, wie zum Beispiel das Verschwinden einer Schüssel mit Sahne oder das Zerschlagen eines wertvollen Krugs, oft mit dem Hinweis erklärt, dafür sei »das andere Mädchen« verantwortlich.

Inzwischen wusste sie, dass man auf solche Ausreden besser

verzichtete, wenn man, trotz allem, etwas Hexerei im Blut hatte. Die imaginäre Freundin war herangewachsen, ging nicht mehr fort und erwies sich als Nervensäge.

Agnes mochte Perdita nicht, hielt sie für eitel, selbstsüchtig und boshaft. Perdita wiederum verabscheute es, von Agnes herumgetragen zu werden, die für sie ein dicker, armseliger und willensschwacher Klecks war, über den die Leute einfach hinweggehen würden, wenn er nicht so steil wäre.

Agnes sagte sich, dass sie den Namen Perdita erfunden hatte, um ihn mit all jenen Gedanken zu verbinden, für die es in ihr keinen Platz geben sollte – ein Name für den kleinen Kommentator, der bei jedem auf der Schulter hockt und höhnisch grinst. Aber manchmal argwöhnte sie, dass Perdita Agnes geschaffen hatte, um etwas zu haben, auf das sie einschlagen konnte.

Agnes neigte dazu, sich an die Regeln zu halten. Im Gegensatz zu Perdita, die es für *cool* hielt, Beschränkungen keine Beachtung zu schenken. Agnes glaubte, dass Regeln wie »Fall nicht in diese große Grube mit den spitzen Pfählen« durchaus einen Sinn hatten. Perdita vertrat die Ansicht – um nur ein Beispiel zu nennen –, dass Tischmanieren dumm und repressiv waren. Agnes hingegen verabscheute es, von Kohlbrocken getroffen zu werden, die zuvor auf den Tellern anderer Leute gelegen hatten.

Im Hut einer Hexe sah Perdita ein mächtiges Symbol der Autorität. Agnes meinte, dass ein pummeliges Mädchen keinen hohen Hut tragen sollte, erst recht keinen schwarzen. Damit wirkte sie, als hätte jemand eine nach Lakritze schmeckende Eistüte umgekehrt auf sie herabfallen lassen.

Das Problem war, dass nicht nur Agnes Recht hatte, sondern auch Perdita. Der spitze Hut bedeutete viel in den Spitzhornbergen. Die Menschen sprachen zu ihm und nicht zu der Person, die ihn trug. Wenn die Leute in ernstesten Schwierigkeiten waren, wandten sie sich an eine Hexe.*

* Manchmal nur, um zu sagen: »Bitte hör auf damit.«

Und man musste auch Schwarz tragen. *Perdita* mochte schwarze Sachen. *Perdita* hielt Schwarz für cool. Agnes glaubte, dass sich schwarze Kleidung kaum für Leute mit einem gewissen Umfang eignete. Außerdem war »cool« ihrer Meinung nach ein sehr dummes Wort, das nur Personen verwendeten, deren Gehirn nicht einmal einen Löffel füllte.

Magrat Knoblauch hatte nie schwarze Sachen getragen und wahrscheinlich auch nie in ihrem Leben »cool« gesagt, es sei denn, um die Temperatur ihrer Umgebung zu charakterisieren.

Agnes wandte sich von ihrem spitz zulaufenden Spiegelbild ab, seufzte und sah sich in der Hütte um, in der einst Magrat gewohnt hatte und die nun ihr Heim war. Ihr Blick glitt auch zu der teuren, mit einer dicken goldenen Kante versehenen Einladungskarte auf dem Kaminsims. Nun, als Hexe hatte sich Magrat ganz offensichtlich in den Ruhestand zurückgezogen und war jetzt Königin – wenn es daran jemals Zweifel gegeben hatte, so waren diese heute ausgeräumt. Es erstaunte sie jedoch, auf welche Weise Nanny Ogg und Oma Wetterwachs noch immer über sie sprachen. Sie waren stolz darauf (mehr oder weniger), dass Magrat den König geheiratet hatte, und sie wiesen auch ständig darauf hin, es sei das richtige Leben für sie. Aber obwohl sie es nie laut aussprachen, hing die Botschaft in blinkenden mentalen Farben über ihren Köpfen: *Magrat hat sich mit dem Zweitbesten zufrieden gegeben.*

Agnes hätte fast schallend gelacht, als diese Erkenntnis in ihr heranreifte, aber sie sah keinen Sinn darin, sich mit Nanny und Oma auf eine Diskussion einzulassen. Die beiden Hexen begriffen nicht einmal, dass man anderer Meinung sein konnte.

Oma Wetterwachs wohnte in einer Hütte, deren Strohdach so alt war, dass ein junger Baum prächtig darin gedieh. Sie stand allein auf und ging allein zu Bett, wusch sich in der Regentonnen. Und Nanny Ogg war die *einheimischste* Person, die Agnes kannte. Sie war im Ausland gewesen, ja, aber sie nahm Lancre immer mit, trug die Heimat wie eine Art Hut.

Oma und Nanny gingen immer davon aus, dass sie ganz oben standen und mit dem Rest der Welt so umgehen konnten, wie es ihnen beliebte.

Perdita konnte sich kaum etwas Besseres vorstellen, als Königin zu sein.

Für Agnes bestand das Beste darin, möglichst weit von Lancre entfernt zu sein. Das Zweitbeste war für sie, den eigenen Kopf nicht mehr mit jemand anderem teilen zu müssen.

Sie rückte den Hut so gut wie möglich zurecht und verließ die Hütte.

Hexen schlossen nie ab. Es war nicht notwendig.

Als sie in den Mondschein trat, landeten zwei Elstern auf dem Dach.

Die gegenwärtigen Aktivitäten der Hexe Oma Wetterwachs hätten einen verborgenen Beobachter verwirrt.

Sie blickte auf die Fliesen vor der Hintertür und hob mit der Zehenspitze den alten, zerfransten Vorleger an.

Dann ging sie zur vorderen Tür, die sie nie benutzte, und wiederholte dort den Vorgang. Sie untersuchte auch die Risse an den Seiten beider Türen.

Sie ging nach draußen. In der vergangenen Nacht hatte es strengen Frost gegeben – ein letzter boshafter Streich des sterbenden Winters –, und die welken Blätter in den Schatten waren noch immer hart und spröde. Oma Wetterwachs stocherte in den Blumentöpfen und Büschen vor dem vorderen Eingang.

Anschließend kehrte sie in die Hütte zurück.

Sie besaß eine Uhr. Die Lancrestianer mochten Uhren, obgleich sie sich kaum um Zeitspannen scherten, die viel kürzer waren als eine Stunde. Wenn man ein Ei kochen wollte, sang man leise fünfzehn Strophen von »Wohin ist die ganze Vanille verschwunden?«. Doch an langen Abenden klang das Ticken recht angenehm.

Nach einer Weile nahm Oma Wetterwachs im Schaukelstuhl Platz und starrte zur Tür.

Eulen schrien im Wald, als jemand über den Pfad lief und anklopfte.

Wer Oma Wetterwachs' eiserne Selbstbeherrschung nicht kannte – man konnte ein Hufeisen an ihr verbiegen –, hätte vielleicht geglaubt, ein erleichtertes Seufzen zu hören.

»Nun, es wurde auch ...«, begann sie.

Im Vogelhort war die Aufregung oben im Schloss nur ein fernes Summen. Die Habichte und Falken hockten auf ihren Stangen, verloren in einer inneren Welt aus Sturzflug und Aufwind. Gelegentlich klirrte eine Kette oder raschelte ein Flügel.

Der Falkner Festgreifaah bereitete sich im kleinen Zimmer nebenan vor, als er plötzlich eine Veränderung spürte.

Er trat durch die Tür, und eine sonderbare Stille empfing ihn. Die Vögel waren nicht nur wach, sondern wirkten regelrecht wachsam und erwartungsvoll. Selbst der Adler König Henry – dem sich Festgreifaah normalerweise nur mit besonderer Schutzkleidung näherte – sah sich interessiert um.

Auf diese Weise verhielten sich die Vögel, wenn eine Ratte in der Nähe war, aber der Falkner sah keine.

Für diesen Abend hatte er den Bussard William ausgewählt, weil man sich auf sie verlassen konnte. Man konnte sich auf alle Vögel Festgreifaahs verlassen, besonders darauf, dass sie ihn sofort angriffen. William allerdings hielt sich für ein Huhn, und deshalb durfte man sich in ihrer Präsenz einigermaßen sicher fühlen.

Aber selbst William brachte der Welt große Aufmerksamkeit entgegen, was eigentlich nur dann geschah, wenn sie Körner bemerkt hatte.

Seltsam, dachte Festgreifaah. Und dabei beließ er es.

Die Vögel starrten nach oben, als wäre das Dach durchsichtig.

Oma Wetterwachs senkte den Blick und sah in ein rotes, rundes und besorgtes Gesicht.

»He, du bist nicht ...« Sie riss sich zusammen. »Du bist der Wattlich-Junge von Schnitte, nicht wahr?«

»D'm's...« Der Junge lehnte sich an den Türpfosten und schnappte nach Luft. »Du m's...«

»Atme einige Male tief durch. Möchtest du einen Schluck Wasser?«

»Du m's 't ...«

»Ja, ja, schon gut. Komm erst wieder zu *Atem*.«

Der Junge keuchte einige Male.

»Du musst sofort zu Frau Efeu und ihrem Baby kommen!«

Die Worte stürzten in einem Schwall hervor.

Oma nahm ihren Hut vom Haken neben der Tür und zog den Besen aus dem Stroh des Daches.

»Ich dachte, die alte Frau Pattenbusch kümmert sich um sie«, sagte sie und stieß ihre Haarnadeln an die richtigen Stellen, entschlossen wie ein Krieger, der sich auf die Schlacht vorbereitet.

»Sie meint, es sei alles ganz verkehrt!«, brachte der Junge hervor.

Oma Wetterwachs lief bereits über den Gartenpfad. Auf der anderen Seite der Lichtung neigte sich das Gelände steil nach unten, bis zu einer sechs Meter tiefer gelegenen Kurve des Pfads. Der Besen war noch nicht einsatzbereit, als Oma diese Stelle erreichte, aber sie schwang trotzdem ein Bein über die Borsten.

Auf halbem Weg nach unten sprang die Magie an, und Omas Stiefel strichen kurz über alten Adlerfarn, bevor der Besen sie durch die Nacht trug.

Wie ein Band, das jemand achtlos fallen gelassen hatte, wand sich die Straße durch die Berge. Hier oben verstummte das Geräusch des Windes nie.

Der Straßenräuber ritt einen großen schwarzen Hengst. Vermutlich existierte kein anderes Pferd, an dessen Sattel eine Leiter befestigt war.

Dafür gab es einen guten Grund: Der Räuber hieß Casanunda und stammte aus dem Volk der Zwerge. Viele Leute hielten Zwerge für vorsichtig, gesetzestreu und sehr zurückhaltend in

Angelegenheiten des Herzens und damit in Verbindung stehender Organe. Auf die meisten Zwerge traf diese Beschreibung durchaus zu. Aber die Genetik rollte seltsame Würfel auf dem grünen Rasen des Lebens, und irgendwie hatten die Zwerge Casanunda hervorgebracht, dem Spaß mehr bedeutete als Geld und der Frauen die gleiche Leidenschaft widmete, die andere Zwerge für Gold reservierten.

Er hielt Gesetze für nützliche Dinge und beachtete sie, wenn es ihm passte. Casanunda verabscheute den Straßenraub, aber wenigstens konnte er dabei frische Landluft genießen, was insbesondere dann der Gesundheit förderlich war, wenn in nahen Städten zornige Ehemänner mit Knüppeln warteten.

Das Problem war nur: Niemand nahm ihn ernst. Wenn er Kutschen anhielt, hörte er immer wieder Bemerkungen wie: »Was? Du Knirps willst ein Straßenräuber sein? Bist du nicht ein wenig zu klein geraten, um Straßen zu rauben, har, har har?« Und dann blieb ihm nichts anderes übrig, als den Leuten ins Knie zu schießen.

Casanunda hauchte auf seine Finger, um sie zu wärmen.

Kurz darauf hob er den Kopf, als er das Geräusch einer sich nähernden Kutsche hörte.

Er wollte gerade sein Versteck im Gebüsch verlassen, als auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein *anderer* Räuber aus dem Wald trat.

Die Kutsche hielt an. Casanunda hörte nichts, sah nur, wie der Straßenräuber zu einer Tür ritt, sich hinabbeugte, um mit den Insassen zu reden ...

Eine Hand packte den Mann, zog ihn vom Pferd und in die Kutsche hinein.

Sie wackelte eine Zeit lang. Schließlich schwang die Tür auf, und der Räuber rutschte nach draußen, blieb reglos auf der Straße liegen.

Die Kutsche rollte weiter ...

Casanunda wartete eine Weile und ritt dann zu dem Mann.

Sein Pferd wartete geduldig, während er die Strickleiter löste und hinabkletterte.

Es fiel ihm nicht weiter schwer, festzustellen, dass der Straßenräuber tot war. Von lebenden Personen erwartete man, dass sie Blut in sich hatten.

Nach einigen Meilen hielt die Kutsche auf einem Hügel an. Jenseits davon führte die Straße in weiten Schleifen nach Lancre und schließlich zur Ebene hinab.

Die vier Passagiere stiegen aus und traten an den Rand der Hügelkuppe heran.

Hinter ihnen wogten die Wolken, doch die Luft war frostig klar – im Mondschein reichte der Blick bis zum Rand. Vor ihnen erstreckte sich ein kleines Königreich, umrahmt von Bergen.

»Tor zur Welt«, sagte der Graf de Elstyr.

»Und vollkommen schutzlos«, meinte sein Sohn.

»Ganz im Gegenteil«, widersprach der Graf. »Dieser Ort verfügt über eine *sehr* wirkungsvolle Verteidigung.« Er lächelte in der Nacht. »Zumindest bisher ...«

»Hexen sollten auf *unserer* Seite sein«, sagte die Gräfin.

»Bei *ihr* wird es nicht mehr lange dauern«, erwiderte der Graf. »Eine höchst ... interessante Frau. Eine interessante *Familie*. Mein Onkel hat mir von ihrer Großmutter erzählt. Die Wetterwachs-Frauen standen immer mit einem Fuß im Schatten. Es liegt in ihrem Blut. Und der größte Teil ihrer Macht basiert darauf, dass sie sie leugnen.« Die Zähne des Grafen leuchteten, als er erneut lächelte. »Aber sie wird bald begreifen, wo der Barthel den Most holt.«

»Oder ihr Pfefferkuchen brennt an«, sagte die Gräfin.

»Oh, ja. Wohl gesprochen. Das ist natürlich der Nachteil daran, eine Wetterwachs zu sein. Wenn sie älter werden, hören sie das Knarren der großen Backofentür.«

»Sie soll ziemlich stur sein«, warf der Sohn des Herzogs ein. »Und intelligent.«

»Wir sollten sie töten«, schlug die Tochter des Herzogs vor.

»Ich bitte dich, Lacci, wir können doch nicht alle *umbringen*.«

»Warum denn nicht?«

»Nein. Mir gefällt die Vorstellung, dass sie uns irgendwie ... nützlich ist. Und sie sieht alles schwarz und weiß. Das ist immer eine Gefahr für die Mächtigen. Oh, *ja*. Solch ein Bewusstsein lässt sich leicht ... lenken. Mit ein wenig Hilfe.«

Flügel schwirrten im Mondschein, und etwas Zweifarbiges landete auf der Schulter des Grafen.

»Und *dies* ... « Der Graf streichelte die Elster und ließ sie wieder davonfliegen. Dann zog er eine weiße Karte aus der Jackentasche; ihre Kante glänzte goldgelb. »Kann man das glauben? Ist so etwas schon einmal geschehen? Eine neue Weltordnung ...«

»Hast du ein Taschentuch?«, fragte die Gräfin. »Gib es mir bitte. Ich sehe da einige Spritzer ...«

Sie betupfte sein Kinn, und Blutflecken blieben im Taschentuch zurück, das sie dem Grafen wieder in die Hosentasche stopfte.

»Jetzt ist alles in Ordnung«, sagte die Gräfin.

»Es gibt noch andere Hexen.« Der Sohn klang wie jemand, der einen Bissen im Mund hin und her drehte, weil er sich nur schwer kauen ließ.

»O ja. Und hoffentlich begegnen wir ihnen. Sie können sehr unterhaltsam sein.«

Sie kehrten in die Kutsche zurück.

In den Bergen stand der Mann, der versucht hatte, die Kutsche auszurauben, mühsam auf. Ein oder zwei Sekunden lang schien sein Fuß an etwas festzustecken. Verärgert rieb er sich den Hals und hielt nach seinem Pferd Ausschau, das nicht allzu weit entfernt hinter einigen Felsen stand.

Als er versuchte, nach dem Zaumzeug zu greifen, glitt seine Hand wie Rauch durchs Leder und den Hals des Pferds, das sich erschrocken aufbäumte und davonlief.

Es war keine besonders gute Nacht, dachte der Straßenräuber benommen. Er musste nicht nur auf Beute verzichten, sondern jetzt auch noch auf sein Pferd. Wer hatte in der Kutsche gesessen? Er konnte sich nicht genau an die Ereignisse darin erinnern, aber er wusste, dass sie alles andere als angenehm gewesen waren.

Der Straßenräuber gehörte zu einer besonderen Gruppe von eher einfachen Menschen: Wenn jemand wie er von etwas Größerem geschlagen wurde, so suchte er sich etwas Kleineres, um angemessene Vergeltung zu üben. Er schwor sich, dass in dieser Nacht jemand anders leiden würde. Und er wollte sich ein neues Pferd besorgen.

Schon nach kurzer Zeit trug ihm der Wind das Pochen von Hufen entgegen. Er zog sein Schwert und trat auf die Straße.

»Halt an und leere die Taschen!«

Das Pferd verharrte tatsächlich dicht vor ihm. Vielleicht, dachte der Straßenräuber, war die Nacht doch nicht so schlecht. Das Pferd erwies sich als prächtiges Geschöpf, schien mehr eine Art Kriegsgross zu sein. Im Licht der Sterne schimmerte sein weißes Fell, und offenbar glänzte Silber am Geschirr.

Der Reiter hatte sich mit einem weiten schwarzen Kapuzenmantel vor der Kälte geschützt.

»Geld oder Leben!«, sagte der Straßenräuber.

WIE BITTE?

»Dein Geld«, wiederholte der Straßenräuber. »Oder dein Leben. Was davon verstehst du nicht?«

OH, JA. NUN, ICH HABE ETWAS GELD DABEL.

Zwei Münzen landeten auf dem von Raureif bedeckten Boden. Der Straßenräuber wollte sie aufheben, aber das gelang ihm nicht. Neuer Ärger brodelte in ihm.

»Also dein Leben!«

Die Gestalt auf dem Pferd schüttelte den Kopf. NEIN, DAS GLAUBE ICH NICHT. NEIN, WIRKLICH NICHT.

Sie zog einen langen, krummen Stock aus einem Halfter. Der Straßenräuber hatte das Objekt zunächst für eine Lanze gehalten.

ten, aber jetzt sprang eine Klinge daraus hervor – ihre Schneide leuchtete blau.

ICH MUSS SAGEN, DASS DU DICH DURCH EINE BEMERKENSWERT BEHARRLICHE VITALITÄT AUSZEICHNEST, sagte der Reiter. Es war keine Stimme in dem Sinn, mehr ein Echo im Kopf. VIELLEICHT AUCH DURCH EINE BESONDERE GEISTESGEGENWART.

»Wer bist du?«

ICH BIN DER TOD, sagte Tod. UND ICH BIN NICHT HIER, UM DEIN GELD ZU NEHMEN. WAS DAVON VERSTEHST DU NICHT?

Etwas flatterte am Fenster des Vogelhorts. Die Öffnung war nicht verglast – es steckten nur einige Holzleisten darin, um frische Luft hereinzulassen.

Etwas tastete umher, und es folgte ein leises Picken. Dann herrschte wieder Stille.

Die Greife starteten.

Außerhalb des Fensters machte etwas *Wummpf*. Gleißende Lichtstrahlen strichen über die gegenüberliegende Wand, und die Leisten verkohlten langsam.

Nanny Ogg wusste: Das Fest fand im Großen Saal statt, doch den eigentlichen Spaß hatte man im Hof am großen Feuer. Drinnen gab's Wachteleier, Gänseleberpastete und kleine belegte Brote. Draußen schwammen Bratkartoffeln in Butterfässern, und dazu briet ein ganzer Hirsch am Spieß. Für später war die Galavorstellung eines Mannes vorgesehen, der Wiesel durch seine Hosenbeine krabbeln ließ – solche Unterhaltung zog Nanny jeder großen Oper vor.

Als Hexe war sie natürlich überall willkommen, und es konnte nie schaden, die besseren Leute daran zu erinnern, für den Fall, dass sie es vergaßen. So schwer die Entscheidung auch sein mochte: Nanny Ogg beschloss, draußen zu bleiben und eine ordentliche Wildbretmahlzeit zu genießen – wie viele ältere Frauen war sie gewissermaßen ein Fass ohne Boden, wenn es kosten-

Sie wollen wissen, wie es weitergeht?
Dann können Sie [hier](#) das Buch gleich bestellen.

Mehr zu Terry Pratchett erfahren Sie unter:
www.pratchett-buecher.de



Terry Pratchett

Ruhig Blut!

Ein Scheibenwelt-Roman

Originaltitel: Carpe Jugulum

Originalverlag: Doubleday

Aus dem Englischen von Andreas Brandhorst

Taschenbuch, 384 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN-10: 3-442-44233-8

ISBN-13: 978-3-442-44233-1

Goldmann Verlag

Erscheinungstermin: Januar 2005

Titel ist lieferbar